

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 24: Aussenansichten – Innenansichten

Es ist schon erstaunlich, wenn ein bekannter Regisseur, der eigentlich vom Optischen her kommt und immer auch sein eigener Bühnenbildner ist, kategorisch feststellt: «Gerade als Bühnenbildner verweigere ich mich konsequent dem opulenten Bild». Das sagte mir Herbert Wernicke, eine der Leitfiguren im sogenannten Regietheater des späten 20. Jahrhunderts. Dieser Künstler, der viel zu früh gestorben ist (2002 im Alter von erst 56 Jahren), wohnte in Basel am Spalenberg. Dort besuchte ich ihn 1993. Der Anlass war ein spezieller: der 350. Todestag von Claudio Monteverdi, jenem Komponisten, der an der Schwelle von der musikalischen Renaissance zum Barock der jungen Kunstgattung «Oper» ihre frühen Meisterwerke geschenkt hatte.

Zwar betreute Herbert Wernicke die ganze Bandbreite des Musiktheaters, von Gluck bis Wagner, von Mozart bis zur spanischen Zarzuela. Aber er galt, obwohl er das natürlich abstritt, doch als Barockspezialist. Gerade hatte er für die Salzburger Festspiele eine aufsehenerregende Realisation von Monteverdis «Orfeo» geschaffen. Ihn faszinierte – das war ein kleiner Seitenhieb gegen Kollege Jean-Pierre Ponnelle mit seiner üppigen Bildersprache – nicht die Rekonstruktion einer Aufführung des 17. Jahrhunderts, sondern die Rolle des Künstlers in jener feudalistischen Epoche. «Der Auftraggeber und sein Diener. Wie weit darf der Künstler gehen? Wie weit wird er toleriert von einer bestimmten Schicht, wie weit treibt ihn sein Leid? Der Künstler wird in seiner Not allein gelassen.» Kurzum, Wernicke reklamierte eine «gebrochene» Dramaturgie à la Shakespeare auch fürs erwachende Operngenie. «Zuvor war alles nur allegorisch zu verstehen. Antike Stoffe hatten mit der zeittypischen Situation nichts zu tun. Jetzt mit einem Male sind es menschliche Geschichten, Spiele des Eros und der Macht. Leidenschaften werden entfesselt – damit beginnt echtes Musiktheater.»

Schon als Bühnenbildner hatte sich Herbert Wernicke beharrlich geweigert, über alles einen persönlichen, sozusagen unverwechselbaren Stil zu stülpen. Bilder zur Musik zu schaffen, galt ihm nicht als Manier, sondern als Reflexion – darauf beharrte er sogar mit einer gewissen Sturheit. Auch hier verwies er auf Shakespeare. «Was hatte er auf seiner Bühne? Ein paar Bretter und sonst nichts! So müssten wir es im Grunde auch machen; es gilt wieder diese Einfachheit zu finden.» Ihm gehe es im Theater nicht um Dekoration, sondern um den Realismus der Figuren. Die Musik dürfe nicht illustriert und schon gar nicht verdoppelt werden. Dabei konnte er sich auf Monteverdi selber und dessen ständige Suche nach der Wahrhaftigkeit der Gefühle berufen: «Er lehnte sogar einmal einen Auftrag ab mit der Begründung, es gäbe zu viel Sturm und herumschwirrende Vögel auf der Szene, das könne er nicht komponieren. Ihn interessierte nicht das Heulen des Sturmes, sondern der Ausdruck des Menschen im Sturm. Also: Innenansichten und nicht Aussenansichten.»

Mario Gerteis